

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 81 (1972)
Heft: 3

Artikel: Hintergründe der Autoritätskrise
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hintergründe der Autoritätskrise

In Nr. 12/71 des Organs des Schweizerischen Verbandes für Berufsberatung fand ein Abdruck des Referates von *Dr. phil. H. U. Wintsch, Zürich*, Aufnahme, das sich mit dem Problem der heutigen Autoritätskrise in Familie und Schule befasste:

Der Autor kam dabei zum Schluss, dass die Krise eigentlich bei den Erziehern liege, nicht bei den Jugendlichen. Diese Ansicht oder Einsicht ist nicht ganz neu (sie mag allerdings 1970, als das Referat gehalten wurde, noch wenig verbreitet gewesen sein), sie erfährt aber hier eine Begründung, die neue Gesichtspunkte bringt und zu einer gründlichen Prüfung der eigenen Haltung und Reaktionsweise einlädt.

Wintsch geht davon aus, dass sich alle Autorität aus der naturgegebenen Abhängigkeit des Kleinkindes gegenüber seinen Eltern ableite und dass sich daraus eine Verkoppelung des Eindrucks «oben = Macht», «unten = Abhängigkeit, Unterwerfung», ergibt, der unbewusst im Erwachsenenalter weiterwirkt.

«Wo immer Autorität in Geltung ist oder beansprucht wird – ihr Grundmuster ist das des kindlichen Abhängigkeitsverhältnisses.»

Nicht von ungefähr spricht man von Obrigkeit, von Landesvätern, von Mutter Helvetia usw.

Die äussere Autorität, die für das Kleinkind unbedingt nötig ist, damit es überleben kann, pflanzt aber auch Wertnormen ein, die ins Unterbewusstsein eingehen, so dass sich der Mensch später nur sehr schwer davon lösen kann. Dies um so weniger, als das Abhängigkeitsverhältnis oft ungerechtfertigt verlängert wird, aus Gründen, die in der menschlichen Psyche liegen und oft dem Betreffenden selbst verborgen bleiben.

Wintsch widmet sich dann eingehend dem Autoritätsprinzip in der Schule als einem Hauptberührungs punkt zwischen Kinder- und Erwachsenenwelt. Er räumt dem Schüler einen Anspruch darauf ein, «bei der Gestaltung dieses (schulischen) Geschehens nach Massgabe seiner Erfahrung und Einsicht selbsttätig mitzuwirken», und er findet, dass zum Beispiel eine obere Gymnasialklasse, die während eines Jahres von einem Hilfslehrer unterrichtet wurde, über diesen Lehrer sicher ebenso qualifiziert urteilen könne wie eine Kommission von Juristen, Hausfrauen und Beamten, die diese Lehrkraft während drei bis vier Stunden in veranstalteten Lehrübungen besuchte. Zudem hätten manche Schüler und Studenten mehr erziehungswissenschaftliche Erkenntnisse als ihre Lehrer.

Verschiedene junge Wissenschaftler untersuchten den Einfluss des Führungsstils eines Lehrers auf die Leistungen seiner Schüler, ihre Beziehungen zum Lehrer und unter sich. Sie kamen übereinstimmend zu folgenden Ergebnissen: Ein autoritärer Führungsstil (das heisst: absolute Entscheidungsgewalt beim Lehrer, lehrerbezogener Unter-

richt) ist Hauptursache für das Entstehen von Autoritätskonflikten, die sich in Apathie, Mangel an Initiative oder in Opposition ausdrücken kann. Noch wichtiger ist die Beobachtung, dass in einer Gruppe unter autoritärer Führung die Aggressivität erhöht ist.

Die Frage ist immer noch offen, warum es zur heutigen Autoritätskrise kam. Wintsch glaubt, dass sie nicht mit einem pädagogischen Versagen zu erklären sei, sondern durch das Auseinanderklaffen der Wertvorstellungen hüben und drüben. «Die Schule ist an einer Rangordnung der Werte orientiert, die von der Avantgarde der Jungen nicht mehr anerkannt wird. Den besonders von erzieherischen Autoritäten der mittleren und älteren Generation noch immer hochgehaltenen traditionellen Werten wie Vaterlandsliebe, militante Wehrhaftigkeit, öffentliche Ruhe und Ordnung, Gehorsam und Unterordnung, Pflichterfüllung, Glaube an Gott, sexuelle Enthaltsamkeit im Jugendalter, stellt die rebellierende junge Generation ihre eigenen Werte entgegen: soziales Engagement und kosmopolitische Orientierung, wirksame Tätigkeit für den Weltfrieden, fruchtbare Austragen latenter Konflikte in Familie, Schule und Gesellschaft, eigenschöpferische Initiative, Glaube an menschliches Glück und menschliche Schöpferkraft, Bejahung und Kultivierung der körperlichen Liebe.

Der Autoritätskonflikt an unseren Schulen enthüllt sich bei näherem Hinsehen als ein Konflikt der Moralien, als *Konflikt zwischen einer Ethik der Pflicht, der Leistung und des gehorsamen Verzichtes auf der einen und einem freieren, mehr diesseits- und lebenszugewandten Welt- und Menschenverständnis auf der anderen Seite*.

Aber auch dieses Auseinanderklaffen sei letztlich nicht der Grund der Krise, sondern die Unsicherheit der Erzieher, die feststellen müssen, dass die ihnen überlieferten beziehungsweise «eingetrichterten» Werte in der heutigen Welt nicht mehr gelten und von anderen Menschen – ihren eigenen Kindern – nicht gleich gewertet werden. Es hande sich also um eine Autoritätskrise der Erzieher, die nur dadurch überwunden werden könne, dass sich diese zunächst von den eigenen moralischen Zwängen befreien. Die Orientierungslosigkeit, der Autoritätsverlust der jungen Generation seien als deren Versuche zur Selbststeuerung zu verstehen. «Die Jugend ist im Begriffe, den zweiten aufrechten Gang zu lernen, den aufrechten Gang eines aufrichtigen Geistes.»

Damit kommt der Autor zum Problem der Voraussetzungen für eine erfolgreiche pädagogische Tätigkeit. «Der Erzieher und Ausbildner muss zu allererst sich selber kennenlernen, bevor er dem jungen Menschen auf dessen Lebensweg eine wirkliche Hilfe sein kann.» Er fordert deshalb dringend fachkundig geführte Gruppengespräche für Lehrer und Erzieher, namentlich auch für

Lehrmeister. Der Erzieher muss nicht nur sich selber kennen, er muss auch fähig sein, seine Probleme und Konflikte in konstruktiver Art und Weise zu lösen, er muss ständig an sich selber arbeiten.

Der Autor betont, dass die Jugend nach Leitbildern verlangt, dass sie aber nicht solche der Vergangenheit sucht, sondern zukunftsweisende.

Die Ausführungen Dr. Wintschs sind ein wertvoller Beitrag zur Klärung der Situation zwischen den Generationen. Sie stellen manches Problem in ein neues Licht. Einige Punkte erscheinen widersprüchlich. Zum Beispiel wird einerseits gesagt, die Jugend versuche die Selbstführung zu verwirklichen, anderseits, sie suche Leitbilder. Damit ist wohl gemeint, dass die Jugendlichen Leitbilder brauchen und suchen, sie aber unter einem grossen Angebot selbst in Freiheit erwählen sollen. Der Autor bestätigt selber die allgemein anerkannte Tatsache, dass die frühkindlichen Eindrücke für das spätere Verhalten weitgehend bestimend und zudem äusserst zählebig sind. Das Kleinkind kann sich seine Autoritätspersonen nicht auswählen und nimmt also auf jeden Fall einen Stock «Fremdführung» auf seinen Lebensweg mit. Um so wichtiger wird dadurch die Forderung, das Kind möglichst früh selbstständiges Urteilen üben zu lassen.

Wintsch fordert also nicht eine Erziehung ohne Autorität und Leitbilder, aber der Autoritätsanspruch der Erzieher soll sich an den Bedürfnissen der zu Erziehenden orientieren und die angebotenen Leitbilder sollen nicht Masken, die Normen nicht starre Dogmen, die «Ideale» nicht verkappte Eigeninteressen sein.

Ein weiterer Widerspruch scheint darin zu liegen, dass der Autor die starke Prägung des Kindes durch die von seiner Autoritätsperson aufgestellten Normen betont, die ein Leben lang wirken, während wir erleben, dass Jugendliche sich eben dieser Prägung entziehen. Vermutlich hat die starke Veränderung der Umwelt, die heute so manche Sünden, Unzulänglichkeiten und Irrtümer der Väter offenbar werden lässt, bei der Jugend die Abwehrreaktion über die Unterordnung siegen lassen. Dieser Konflikt entsteht ja bei jeder Generation mehr oder weniger ausgeprägt.

Es sind harte Forderungen, die den Eltern und Erzieherpersonen gestellt werden, aber bei unvoreingenommener Betrachtung muss man sagen, dass ihre Erfüllung für alle Beteiligten von Nutzen sein wird. Aufrichtigkeit sich selbst und andern gegenüber, Aufgeschlossenheit, Bereitschaft zu Wandel, Verzicht auf Autoritätsansprüche, wo sie für die Entwicklung des jungen Menschen nicht gerechtfertigt sind, das sind die Voraussetzungen, die eine gedeihliche Erziehungsarbeit gewährleisten können.

In London gibt es ein Spital mit hundertsechzig Betten, das ausschliesslich Frauen und Kinder zur Untersuchung, Behandlung oder Operation aufnimmt, in dem auch zukünftige Mütter ihr Kind zur Welt bringen können. Hier sind aber auch alle Angestellten – mit Ausnahme des Verwalters und des Portiers – Frauen: Vom Chefchirurgen bis zur Hilfsschwester, vom Kinderarzt bis zur Studentin, die ihr Praktikum absolviert. Es ist das Elizabeth Garret Anderson-Spital, ein vom Alter geschwärztes dreistöckiges Backsteingebäude mit einem grossen Operationstrakt, einem Flügel für Kinder, einer Poliklinik.

Das Londoner Frauenspital existiert seit über hundert Jahren. 1866 eröffnete Elizabeth Garret Anderson eine Poliklinik für Frauen und Kinder, aus welcher schliesslich nach mehreren Erweiterungen das heutige Krankenhaus wurde.

Ihr ganzes Leben kämpfte die 1836 in London geborene Elizabeth Garret Anderson dafür, dass den Frauen die Türe zum Medizinstudium geöffnet werde. Ihr Name ist auch auf dem Kontinent bekannt, wie derjenige von Florence Nightingale. Nach Jahren intensiven theoretischen und praktischen Studiums unternahm sie sechsmal die Reise von London nach Paris, um ihre Examina abzulegen, und erwarb schliesslich den Titel eines Doktors der Medizin, was damals in England noch unmöglich war.

Dr. Anderson also ist die Gründerin des Frauenspitals. Ihr Ziel war es, Frauen und Kinder von Frauen pflegen zu lassen. Sie appellierte an über dreihundert Versammlungen an die Hilfsbereitschaft der andern und brachte so das nötige Geld zusammen. Neben ihrer Karriere als Ärztin – sie untersuchte täglich fünfzig bis sechzig Patientinnen – widmete sie sich der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter, die auf anderen Gebieten ebenso bekannt wurden wie ihre Mutter.

Heute führt das Elizabeth Garret Anderson-Hospital seine eigene Schwesternschule. Seit seiner Gründung spielt es eine ganz besondere Rolle bei der Ausbildung der jungen Medizinerinnen. Fast alle britischen Ärztinnen verdanken ihm ihre ersten beruflichen Erfahrungen.

Es ist weder das grösste noch das älteste Krankenhaus in London, aber jeder weiss, dass die Kranken hier besonders gut gepflegt werden.

Viele seiner Ärztinnen und Chirurginnen haben einen Ruf als Spezialistinnen. Und was noch mehr ist: auch das «Klima» in diesem Spital ist aussergewöhnlich. Weibliche Wärme und Einfühlungsvermögen machen es aus, dass die Kranken sich «wie zu Hause» fühlen. Sie sind ja auch Frauen und vertrauen gerne ihre Nöte ihren weiblichen Betreuern an. Dieses gegenseitige Verständnis trägt zu einem grossen Teil zur erfolgreichen Behandlung der Patienten bei. (BSF)

Ein Frauenspital in London